

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 255.

Donnerstag, 31. Oktober.

1929.

(13. Fortsetzung.)

Die Faust im Ring.

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Wachtler betrachtete lange das Billett in seiner Hand, bis er begriffen hatte, daß es sich um keine Oper, sondern um einen Boxkampf handele, den er sich, zum erstenmal in seinem Leben, anschauen sollte.

„Eine Boxerei? Das sehe ich mir nicht an.“

Er glaubte, Gedovius wolle ihm eine Falle stellen, weil er noch niemals Interesse für derlei Dinge gezeigt hatte. Aber der Chef ereiferte sich.

„Sie meinen, weil ich früher mal gesagt habe, Boxen sei ein roher Sport? Inzwischen habe ich mir die Sache ein paarmal angesehen und muß sagen: Ob dieser Sport roh ist, kann ich nicht beurteilen, aber daß er ungeheuer interessant ist, das weiß ich jetzt. Sie glauben ja gar nicht, wie die Leute da aufeinander los schlagen. So... und so... und so...!“

Er hob die Arme, ballte die Hände zu Fäusten, stellte die Beine weit auseinander, begann auf den Zehen zu hüpfen und sprang vor und zurück, in dem er den linken Arm weit von sich streckte und mit dem rechten hakenartige Bewegungen vollführte. Wachtler floh hinter sein Pult, er sah aus, als sehe er den Teufel vor sich.

„Hören Sie auf, Herr Gedo...“

Aber der gab keine Ruhe.

„Wollen Sie sich die Kämpfe ansehen?“

„Ja, aber... ich begreife ja gar...“

„Wollen Sie...? Oder nicht?“

„Ja... ja.“

Gedovius suchte nach seinen Manschetten, die in irgendeiner Ecke geflogen waren, und zog sich den Anzug zurecht.

„Sie brauchen aber meiner Tochter nicht zu sagen, daß ich hingehe, es ist nicht nötig, daß sie es weiß.“

Wachtler kam wieder hervorgetreten.

„Wo werde ich denn!“

„Mit dieser Boxerei ist das nämlich so: Man schimpft auf sie, solange man noch keinen Kampf gesehen hat. Aber wenn man einmal weiß, wie gebohrt wird und wer die einzelnen Kämpfer sind, dann kann man gar nicht mehr fortbleiben...“

Wachtler hatte genug von diesen Gesprächen und erkundigte sich danach, wie weit die Verhandlungen mit Herrn Macenauer gediehen seien.

„Darauf kann ich Ihnen leider keine Antwort geben, weil ich selbst noch nicht weiß, wie weit ich mit ihm bin.“

Die Zeitungen meldeten, Steffer sei eingetroffen und sähe blendend aus. Man hatte ihn auf dem Bahnhof feierlich eingeholt und begrüßt, wie das seit Dempseys Europareise üblich geworden war. Steffer war Kavallerie genug, als Gast in Deutschland dem deutschen Meister Hans Frank auch einige Chancen für den Kampf zu geben, verwies jedoch immer wieder darauf, daß er ihn ja bereits einmal L. o. geschlagen habe und daß er hoffe und glaube, es noch einmal tun zu können. Der Pole war ein starker Kerl, hatte sich noch mächtig in den letzten Monaten entwickelt und wog 162 Pfund, mußte also noch einige Kilo heruntertrainieren oder abschwigen, um das Limit von 159 Pfund zu bringen.

„Das wird ihm nicht schwer fallen“, meinte sein Manager, „er ist in den Hüften reichlich fett.“

Wenn Steffer sprach, dann lachte er fast immer und zeigte dabei ein blendend weißes, starkes Gebiß; die Haare waren glatt abrasiert, Handschuhe trug er aus Prinzip nicht, so daß seine Hände, große, schwere Hände, immer rot ausfahlen.

„Starke, feste Fäuste hat er“, stellten die Reporter fest, „wo die hinlangen, wächst kein Gras mehr.“

Hans Frank mußte neben diesem Kerl kindisch und schwächling wirken. Sam ließ sich nicht durch das Tamtam, das mit Steffer gemacht wurde, einschüchtern, sondern sorgte dafür, daß Hans keine Zeitung in die Hand bekam, und ließ ihn täglich mit zwei Schwergewichten und mehreren flinken Leichtgewichten trainieren.

„Wenn Steffer so zuhaut wie Hans“, sagte der Exmeister im Schwergewicht, Tomas Pol, „dann kann er nicht verlieren.“

Vierzehn Tage lang sparrten beide Teilnehmer öffentlich gegen Eintritt von je einer Mark. Natürlich getrennt, jeder in einer anderen Sportschule, damit sie vorher nicht miteinander in Berührung kamen. Aber jede Partei hatte im anderen Lager ihre Spione, so daß man immer unterrichtet war, was drüben vorging. Das Interesse des Publikums war sehr groß, besonders weil für den Kampftag selbst unerhörte Eintrittspreise verlangt wurden, die viele nicht bezahlen konnten oder wollten.

Die deutschen Zeitungen bemühten sich, die Chancen ihres Landsmannes möglichst rosig hinzustellen, doch bei allem Wohlwollen erkannte man aus jeder Zeile, daß man Steffer für stärker hielt, der das Plus für sich hatte, bereits einmal den entscheidenden Sieg über Frank gelandet zu haben. Und das ist immer ein großer Vorteil. Das führende Sportblatt schrieb:

„Steffer geht siegesicher in den Kampf, weil er glaubt, es sei nicht schwer, den ersten Sieg über Frank zu wiederholen. Darin dürfte er sich täuschen, denn Frank wird diesmal auf seiner Hut sein und seine Anwartschaft auf den Europatitel so teuer als möglich verkaufen. Allerdings mangelt es unserem Meister noch an Routine in großen, nervenkostenden Kämpfen, und es mag dahingestellt bleiben, ob Somerset gut daran tat, so frühzeitig seinen Mann in ein so schweres Rennen zu schicken.“

Hans bekam das alles nicht zu lesen; sonst wäre er kopflos geworden. Das Treffen war auf einen Freitag angelegt, und bereits morgens regnete es in Strömen.

„Das beste Wetter für uns“, sagte Direktor Schneeberger von der Arena. „Wenn es regnet, gehen die Leute nicht spazieren, sondern kommen hierher.“

„Man kann ja auch schon mit dem Vorverkauf zufrieden sein“, meinte Werner, der Geschäftsführer, der sich im Laufe der Jahre angewöhnt hatte, immer anderer Ansicht zu sein als sein Chef.

Die billigen Karten waren seit drei Tagen schon nicht mehr zu haben, und die teuren wurden jetzt von den Händlern aufgekauft, um später mit hohen Aufschlägen vor den geschlossenen Kassen angeboten werden zu können. Gegen Mittag fingen die Leute an, sich

vor den Kassen zu schlagen, weil diese die Karten rationierten und jedem nur mehr einen Platz verkauften.

„Lassen Sie noch drei Schalter öffnen, Werner“, telephonierte Schneeberger, der von seinem Schreibtisch aus die tumultuarischen Szenen vor den Kassenhäuschen beobachten konnte. „Haben Sie noch drei Damen?“

„Nein, nur zwei, aber ich gehe selbst an eine Kasse.“

Schneeberger rieb sich die Hände, so ein Geschäft hatte er lange nicht mehr gemacht. Beide Boxer waren billig, weil keiner Meister war. Steffer bekam 12 000, Frank 10 000. Das andere Programm war gut, doch auch nicht zu teuer, und das Haus wurde ausverkauft. Ausverkauft war kein Ausdruck.

Bereits um 6 Uhr, also eine Stunde, bevor die Tore geöffnet wurden, und zwei Stunden, bevor die Sache los ging, war der Vorplatz schwarz von Menschen, lauter Stehplatinhaber, die möglichst gute Plätze an den Rampen ergattern wollten. Um sieben kamen Tausende von Leuten mit Sitzplätzen, die ihre Nervosität nicht mehr zu Hause gelassen hatte.

Die weite Halle, noch halb im Dunkel liegend, bot kurz nach Öffnung der Tore einen unheimlichen Eindruck, durch alle Türen wälzten sich schwarze Massen herein und verteilten sich schnell und fast geräuschlos auf die einzelnen Blöcke. Erst wenn die Leute ihre Sitze eingenommen hatten und sich sicher fühlten, gingen sie an zu schwagen und ihre Meinungen auszutauschen.

Gegen halb acht telephonierte Schneeberger verzweifelt nach der Schutzpolizei und bat um Zusendung eines zweiten Kommandos, weil die paar Beamten, die man bisher aufgestellt hatte, der Massen nicht mehr Herr werden konnten. Schon nach wenigen Minuten landeten drei Automobile mit 60 Mann vor der Arena und suchten die wildgewordene Menge in Ordnung zu halten. Vergebens.

Kurz vor acht Uhr brachen die Tausende einfach die schweren Tore auf, die man der besseren Kontrolle halber nur zur Hälfte geöffnet hatte, und nun war kein Halten mehr. Draußen wurden sogar die berittenen Schutzleute samt ihren Pferden an die Mauer gepreßt, wo sie sich nicht mehr befreien konnten; schreiend, schimpfend, kreischend, brüllend und tobend brachen die Massen in die Halle ein, viele mit sich reißend, die keine Karten hatten.

Punkt acht Uhr, als der erste Gongschlag ertönte, füllten mehr als 18 000 Personen die Arena, die noch niemals einen derartigen Besuch aufzuweisen gehabt hatte. Und draußen, wo sich die Polizei mit Hilfe neuer Kommandos endlich Luft geschafft hatte, standen immer noch 3000 bis 4000 Menschen, die vergebens versuchten, Karten zu erwischen und hereinzukommen.

Olga war von Macenauer pünktlich abgeholt, beziehungsweise in der Nähe ihres Hauses erwartet worden.

„Ich freue mich, zwei so gute Plätze erwischt zu haben; die Halle soll ausverkauft sein.“

„Ja, es ist kein Platz mehr zu haben“, sagte sie und dachte an die Karte, die sie ihrem Vater in die Tasche geschoben hatte.

„Die Hauptsache ist, daß der Deutsche siegt.“ Sie freute sich auf den Abend.

„Ich denke“, verbesserte Anton, „die Hauptsache ist, daß der Bessere gewinnt?“

„Also sagen wir: Die Hauptsache ist, daß der Deutsche der Bessere ist!“

Wie sie den Platz nachher sah, auf den sie sich setzen sollte, pochte ihr Herz wieder stärker. Nicht neben dem Ring, niemand vor sich, da mußte sie ihn ja gut sehen können. Später, wenn sie sich des Abends erinnerte, mußte sie stets an ein seltsames Gefühl denken, das sie beschlichen hatte und das ihr sagte, es werde irgend etwas Überraschendes geschehen. Im Augenblick dachte sie natürlich nur an Macenauer oder den Vater. Hin und wieder schaute sie nach der dritten Reihe, wo ein Stuhl leer geblieben war, dann aber nahmen die Kämpfe sie zu sehr gefangen.

Gedovius verließ kurz nach halb acht Uhr sein Geschäft; Wachtler, der sehr aufgeregt war, hatte er am Nachmittag bereits beurlaubt. Als er aus dem Hause trat, stand der Profurist vor ihm.

„Nanu? Sind Sie noch nicht fort oder schon wieder hier?“

„Ach, Herr Gedovius, ich traue mich ja gar nicht hinein. Ich bin schon um sechs Uhr dort gewesen, aber da waren so viel Menschen, daß ich gar nicht voran kam. Wissen Sie, in der Oper, da habe ich meine Abonnementsplätze und weiß, wo und wie ich zu gehen habe, aber hier...“

„Wie sehen Sie überhaupt aus?“

Wachtler war im Gehrock erschienen, mit schwarzer Binde, und sah sehr feierlich aus. Eine Beerdigung schien ein Freudenfest gegen diesen Boxkampf für ihn zu bedeuten.

„Das ist doch kein Bankett, sondern ein Boxkampf. Jeder wird Sie für einen Türhüter oder Platanweiser halten. Was haben Sie denn da?“

„Mein Opernglas. Meine Frau meinte, ich sähe so schlecht. Ein paar Butterbrote hat sie mir auch eingepackt.“

Gedovius winkte ein Auto heran.

Gleich am Eingang ging Wachtler im Gedränge verloren, und Gedovius war froh, sich allein den Weg bahnen zu können; aber als er auf seinen Platz lossteuern wollte, hielt ihn der Kontrolleur am Armel fest.

„Erste Etage. Dort drüben die Treppe...“

„Wieso erste Etage? Ich habe Parterre gekauft! Am Ring...“

„Interessiert mich nicht, was Sie gekauft haben, — diese Karte berechtigt nur zum ersten Rang. Drüben die Treppe; halten Sie den Betrieb nicht auf...“

Und schob ihn zurück. Gedovius sah etwas dümmel aus in diesem Moment. Wie kommt das? Ich habe doch Parterre gekauft, bezahlt und auch erhalten. Aber was half's, er mußte hinauf. Hundert Mark hätte er gegeben, wenn er jetzt Wachtler getroffen... Aber da stand er ja, hinter einer Säule, ratlos.

„Lieber Wachtler, ich glaube, ich werde auf meinem Platz nichts sehen können. Sie müssen mir Ihr Glas leihen.“

„Gern, Herr Gedovius; ich glaube, ich werde vor Aufregung überhaupt nichts sehen. Das ist ja wie ein Narrenhaus...“

„Sehen Sie! Was habe ich gesagt?“ Und er hingte sich den Riemen mit dem Futteral um. „Diese Boxkämpfe regen schrecklich auf. Ich bin gespannt, was Sie mir erzählen werden.“

Im ersten Rang hatte Gedovius Mühe, sich auf seinen Platz durchzukämpfen, auf dem sich bereits ein Stehplatinhaber niedergelassen hatte, den er erst mit Hilfe des Kontrolleurs entfernen lassen mußte. Dann öffnete er das Futteral und machte die Entdeckung, daß Frau Wachtler ihrem Mann darin die Butterbrote eingepackt hatte. Das Glas steckte wahrscheinlich in Wachtlers Manteltasche, der hinter seiner Säule davon auch keinen Gebrauch machen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ermutigung.

Höher hinauf will unser Gefühl!
Höher hinauf weist es den Weg.
Und wir bauen uns Brücke und Steg
Höher hinauf.

Denn es gibt einen Weg,
Und eine Brücke.
Die müssen wir gehn
Mit gutem Glücke.
Auf! Laßt uns unsere Zukunft bauen,
Und uns der Brücke der Zeit anvertrauen!
Walter Medauer.

Herbstlaub über den Schlössern.

Von Editha Kühn.

Im Herbstlaub leuchten die Schlösser Augusts des Starken wie Edelsteine am Saum des Gewandes der sächsischen Hauptstadt.

Das Witzergut auf den Lößnitzhängen, das die Gräfin Kofel ihrem kurfürstlichen Freunde schenkte, baute er zum Schloßchen Hofsloß mit dem malerischen Rundturm aus, ländlich schlichtes Vorpiel zu der rauschenden Folge Dresdener Barockbauten.

Wohl ist es auch im Frühling schön, wenn der Flieder seine Dolden über die Steinlugeln des Tores neigt. Aber schöner noch ist es im Herbst, wenn die mächtige Kastanie ihre gelben Blätter über die altertümliche Weinrebe streut. Und wer je von der Schloßterrasse die Lößnitzgärten und Weinberge in herbstlicher Klarheit sah, der wird den Eindruck fast südlicher Appetit dieser sächsischen Riviera nicht vergessen.

Auf den Elbhängen vor Pirna träumt Großsedlitz hinter gelben Buchenheden. Der Herbst vertieft die Melancholie dieses Schlosses, dessen architektonische Gedanken man nur im Grundriß erkennt, weil sie niemals zur Ausführung gelangten.

Dieses Schloß verschwindet fast vollständig vor der Mächtigkeit seiner Parkanlagen im Zopfstil und der Großartigkeit seiner Draperie. Es ist wie eine schöne Frau, der ein Liebender ein herrliches Heim bereitet, und die Freude an der Gestaltung der Umgebung ist größer geworden als das Interesse an der Herrin. Hier schwingt nicht wie in Wien, Schönbrunn oder Sanssouci der Linienchwung der Architektur in die Natur über. Die Gartenschönheit hat sich vielmehr selbständig gemacht. Alle Linien dieses Märchenparkes zielen wie die Radien eines Kreises auf das Schloß als ihren Mittelpunkt. Aber es ist eben nur ein Punkt verglichen mit der Pracht der Gärten.

In die Laubengänge dieses Parkes, in dem steinerne Götter und Nymphen um versunkene Herrlichkeit trauern und wie klagend verstümmelte Arme heben, flüchtete einst der Dresdener Hof, um rauschende Feste zu feiern. Hinter Heden, „die wie Verse Boileaus geschnitten sind“, wurden Scherzspiele aufgeführt, an denen Watteau und Fragonard ihre Freude gehabt hätten.

Raum je hatte August der Starke größeres Gefallen an einem Besitze als an diesem, den er dem Grafen Waderbarth durch Königsbefehl abgetrotzt hatte. Und kaum hat jemand den Verlust eines Gutes mehr beweint als dieser Graf, der hier die ersten Spargelfelder anlegte und als Dresdener Stadtkommandant sämtliche Mithrasden der Residenz zur herbstlichen Düngung nach Großsedlitz führen ließ.

Vom Gold seiner wildreichen Laubwälder umstrahlt, erhebt Moritzburg vier massige Rundtürme über die Teiche, in denen sich schreiend und schnatternd Scharen von Wasservögeln niederlassen. Rutilig geschnittene Kastanien bilden einen geselbimmernden Fadelzug zur Terrasse herauf. Auf grünen Kalkenterrassen richten sich mächtige Eichen wie gelbbraune Riesen auf. Ein roter Brand von wildem Wein glüht am Ende der Alleen, und dunkle Lebensbäume reden ihre Keulen vor der leuchtenden Wand der Wälder.

An diesem Jagdschloß, das in ihrem Besitze verblieben ist, hängen die Wettiner mit besonderer Liebe. Kurfürst Moritz errichtete als erster ein Schloß auf der Insel, die der Künstler auf dem Thron zu mächtiger Plattform wölbte. Auf diesem breiten Piedestal fand Pöppelmann, der geniale Barockbaumeister, für die architektonische Aufgabe eine Lösung, die uns noch heute entzückt. Die Ecktürme wurden mit dem Zentralbau harmonisch verknüpft und das Ganze mit den weiten Hallen und Treppen des Barock erfüllt.

Die Handwerker leisteten in Moritzburg Qualitätsarbeit. Die goldgepunzten Ledertapeten leuchten noch in alter Pracht von den Wänden, die mit seltenen Geweben von Dreifsig-, Bierzig- und Mehrendern geschmückt sind. Da ist sogar ein Sechszehnjähriger, den der Preußenkönig Friedrich I. im Fürstenwalder Forst erlegt und dem er dort ein Denkmal errichtet hatte. Nur gegen zwei lange Kerls trennte sich Friedrich Wilhelm I. von dem seltenen Gewebe. Die langen Kerls aber entliefen schon am Tage nach dem Austausch in ihre Heimat und bewiesen, daß die Sachsen schon damals helle waren.

Kostbare Bouleuhren täuschen trotz ihres Alters auch heute noch niemand über die Zeit. Sie schlagen mit silberhellem Klang, wie damals, als die Kurfürsten glänzende Jagdsteie abhielten, als Fanfarenbläser, gleich den Steinfiguren auf der Rampe, das Hallali bliesen und der stattliche Jagdzug mit schönen Frauen und Jägern die Rampe heraufstrenate. Dann wurde auf der Terrasse reiche Beute

niedergelegt. Die weiten Hallen des Erdgeschosses füllten sich mit Lärm und Lachen, in den Kaminen lüfteten die Buchenscheite, und im großen Speisesaal des ersten Stodes wurde das Mahl aufgetragen. Dann mußte jeder neue Gast aus dem Kelch einer mächtigen Geweihtrone trinken, die heute noch auf der Tafel liegt.

Von den Ledertapeten des Musiksaals schaut die schöne Kofel lächelnd auf die Beschauer herab, während ein großes Bildnis der Gräfin Königsmark auf dem Gang zur Kapelle mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt ist, eine unfreuwilige Bürgerin. Über einem der kunstvollen Sekretäre, die in Geheimfächern die Liebesbriefe der augustinischen Zeit bargen, hängt ein Gemälde der legitimen Gemahlin Augusts des Starken. Im Gegensatz zu den großen Kurfürstenbildern ist dieses Bild nur klein, der Nebenrolle entsprechend, die diese unscheinbare Frau in dem glänzenden Ausstattungsstück spielte, das die Geschichte „Leben Augusts des Starken“ nennt.

In Moritzburg gibt es Gemeinpaare verkämpfter Hirsche, deren Enden unentwerrbar ineinander verschlungen sind. So zornig waren die Rivalen aufeinander losgegangen, daß die Gemein nicht mehr zu trennen waren und die Hirsche elend verenden mußten. „Cherchez la femme“ auch hier.

Zwischen flammenden Kastanien eilen die Autos auf der grablinigen Moritzburger Landstraße zur Stadt zurück. Birken schwingen ihre gelben Schleier an der Baumwiese, und die Ahornbäume leuchten in der ganzen Glut ihrer sterbenden Schönheit vor noch grünen Eichen.

Gleicher Fadelzug des Herbstes auf der Pillnitzer Allee. Goldene Laubfluten branden zu unseren Füßen. Selbst wenn die Sonne nicht scheint, glaubt man unter dem leuchtenden Buchendach ihre Strahlen zu spüren. In Pillnitz blühen und duften noch immer die Rosen in dem Gartenviertel zwischen den japanisch-chinesischen Barockschlössern, deren geschweifte grüne Kupferdächer wie bei Pagoden überhängen und ein Fries von asiatischen Szenen vor den Einflüssen der herbstlichen Regenschauer schützen. Wo die strenge Regelmäßigkeit des französischen Gartens in die naturhafte Regellosigkeit des englischen Parkes übergeht, mit seltenen Nadelbäumen, bunten Laubulissen und Weinberghintergrund, tauchen alte Bäume ihre tief herabhängenden Zweige in den Weiher, in dem ein Pavillon klassischer Säulen spiegelt. Gegenüber enthüllt der Blätterfall das ebenmäßig strenge Antlitz einer Juno Ludovisi, kategorischer Imperativ der Frauenschönheit aller Zeiten.

Nach der Elbseite aber, wo das Pillnitzer Wasserschloß den barocken Linienchwung weiter Freitreppen zum Wasser sendet, lagern zwei Sphinxen, steingewordene Weibsträuel, an deren Lösung auch das Leben Augusts des Starken zerbrach.

Gesellschaft und Mode

Was der elegante Herr zum Tanz trägt. Der Frad, in dem unsere Herren in dieser Saison auf dem Ball erscheinen, wird sehr viel enger den Körper umschließen, als es bisher der Fall war. Nach den Geboten, die die führenden englischen Schneider ausgegeben haben, muß der Anzug auf dem Körper modelliert werden, so daß er beim Tanzen auch nicht die geringste Falte schlägt und die Formen wie eine dünne Haut hervortreten läßt. Dieses wie angegossen sitzende Kunstwerk des modernen Frad weist edige Schultern auf, eine breite Brust und breite Aufschläge, die leicht gerollt sind, aber am Ende fest anliegen. Von dem schwarzen Frad hebt sich das weiße, gesteierte Fradhemd ab, das zwei Knopflöcher hat, während die Weste auf drei Knopflöcher festgelegt ist. Die vierknöpfige Weste ist vollkommen aus der Mode gekommen. Die Weste hat einen schmalen V-förmigen Ausschnitt und doppelte Aufschläge. Als Schlips wird für den „auf der Höhe“ befindlichen Dandy eine Schleife aus demselben Stoff wie dem der Weste empfohlen. Aber dieses sehr weiche Tuch ist doch immer noch zu stark, um eine gute Schleife zu geben, und so wird man doch wohl bei der weißen Schleife aus Leinen oder Musselin bleiben, die zwei Flügel und zwei Enden hat. Der Umschlag des Beinkleides ist ziemlich breit, weil dadurch ein tadelloser Fall der Hosen über den Schuh garantiert wird. Der Abendhuh muß ohne Klappe getragen werden. Man hat behauptet, daß das Knopfloch des Frads leide, wenn eine Blume hineingesteckt wird. Aber das ist durchaus nicht der Fall, denn ein leichtes Bügeln bringt den Aufschlag wieder in die korrekte Form; außerdem sind die kleinen weißen oder dunkelroten Ketten, die die modernsten Knopflochblumen sind, viel zu zart, um irgend eine Schädigung hervorzubringen. Jedenfalls ist die Knopflochblume heute moderner denn je.



Technische Fortschritte.

Von Ernst Trebesius.

Hochbrücke über den Kleinen Belt. — Hochspannungsleitungen aus Leichtmetall. — Der Film im Bauwesen. — Der höchste Schornstein der Welt.

Trennend hat das Meer im Kleinen und Großen Belt seine Arme zwischen die drei Hauptlandesteile des Staates Dänemark — Jütland, Fünen und Seeland — geschoben. Der dänische Eisenbahnverkehr wurde durch diese zwischen-gelagerten Meeresarme von jeher recht behindert, da an Stelle der unterbrochenen Gleisverbindungen die Eisenbahn-fähren treiben müssen, die die Eisenbahnzüge über das trennende Wasser fahren. Diese Art der Beförderung ist natür-lich mit jedesmaligem Zeitverlust und höheren Kosten ver-bunden. Außerdem erleidet der Fahrverkehr in strengen Wintern mit starker Eisbildung weitere Verzögerungen oder gar tagelange Unterbrechungen. Natürlich haben die dänischen Verkehrstechniker die Erkenntnis, die ihrem Eisenbahnver-kehr durch die Meeresarme erwächst, seit langem erkannt und auf Abhilfe gesonnen. Es gibt zwei technische Möglic-keiten, derartige Hindernisse zu beseitigen: die Brücke und den Unterseetunnel. Beide Möglichkeiten sind allerdings von bestimmten Vorbedingungen abhängig. Da beim Klei-nen Belt die Vorbedingungen zur Errichtung einer Hoch-brücke erfüllt sind, so hat sich jetzt die dänische Staatsbahn entschlossen, den schon seit langem ausgearbeiteten Plan zur Überbrückung dieses Meeresarmes zu verwirklichen.

Eine auf sechs Pfeilern ruhende, 825 Meter lange Hoch-brücke soll zwischen Jütland und Fünen über den Kleinen Belt errichtet und 1934 dem Verkehr übergeben werden. Be-sondere Schwierigkeiten bietet bei diesem Brückenbau die Er-richtung der vier im Wasser stehenden Pfeiler, da der Belt an dieser Stelle ziemlich tief ist. Einer der Betonpfeiler muß in 34,5 Meter Wassertiefe gegründet werden. Da die Unterseite der Brücke mit Rücksicht auf den lebhaften Schiffs-verkehr 32 Meter über Wasser liegen soll, müssen die Pfeiler eine Gesamthöhe von 66,5 erhalten. Entsprechend dieser Höhe, die der eines ansehnlichen Kirchturmes entspricht, ist auch das Gewicht der Pfeiler mit je 50 000 Tonnen ein ganz außerordentlich hohes. Außer einem Doppelgleis für die Eisenbahn wird die Brücke eine Fahrbahn für Kraftwagen und sonstige Fahrzeuge und einen Fußgängersteig erhalten. Der Brückenbau über den Kleinen Belt, zu dessen Ausfüh-rung außer einigen dänischen Firmen auch deutsche Fabriken hinzugezogen sind, wird nach seiner Fertigstellung eine der bemerkenswertesten Ingenieurschöpfungen Europas darstellen.

Da der größte Teil des in Deutschland verwendeten Kupfers vom Ausland bezogen werden muß, so lag der Ge-danke nahe, im Interesse unserer Handelsbilanz den Ver-brauch an Kupfer nach Möglichkeit einzuschränken und dafür ein anderes, dem heimischen Boden entnommenes Metall mit ähnlichen Eigenschaften zu verwenden. Da das Leicht-metall in Deutschland in genügenden Mengen hergestellt werden kann, so mußte es bei Eignung einen sehr erwünsch-ten Ersatz für das Kupfer abgeben. Diese Erwägung führte auch hier und dort zum Bau von Freileitungen aus Alumi-niumseilen. Sie erfüllten jedoch nicht alle Erwartungen, da reines Aluminium eine geringere Festigkeit besitzt und des-halb vereinzelt Seilbrücke und Durchhangsvergrößerungen zu verzeichnen waren. In Amerika hatte man deshalb ein Stahlaluminiumseil hergestellt, bei dem sich ein Aluminium-mantel um eine Stahleinlage fügte. Auch dieses hat noch Mängel, da die Reißfähigkeit des Seiles, bezogen auf den Seilquerschnitt, nicht so gut wie die eines reinen Aluminium-seiles ist.

Erst als man dazu schritt, nicht reines Aluminium, son-dern eine Legierung von Leichtmetallen zu verwenden, konnte mit der Aluminiumlegierung „Aludreg“ das ge-wünschte Resultat: hohe Festigkeit, gute Reißfähigkeit und geringes spezifisches Gewicht, erzielt werden. Wesentlich dabei ist, daß Aludreg-Leitungen auch hinsichtlich der Anlage-kosten günstiger abschneiden als alle anderen für Freilei-tungen in Frage kommenden Materialien, also Kupfer, Stahlaluminium- und Bronzeseile. Seit 1924 ist in der

Schweiz eine Strecke von 1000 Kilometer mit Aludreg-Seilen in Betrieb, ohne daß die Begierung irgend welche Mängel gezeitigt hat. Auch in Deutschland werden an Stelle der Kupferseile in zunehmendem Maße Aludreg-Seile verwendet, was im Interesse unserer Volkswirtschaft sehr zu be-grüßen ist.

Neuerdings hat der Film auch in amerikanischen Banken Eingang gefunden. Allerdings dient er hier nicht zur Unter-haltung, sondern zur einwandfreien Registrierung aller ein-laufenden Schecks. Die einschlägige Industrie hat für diesen Zweck einen besonderen photographischen Registrierapparat gebaut, in dem die auf einem laufenden Band eingeschobenen Schecks automatisch photographiert werden. Auf jedem Bild-feld des 16 Millimeter breiten Films werden jedesmal zwei Schecks aufgenommen. 30 Meter Film enthalten rund 4000 Bildfelder; auf einem solchen Filmband können also 8000 Schecks aufgenommen werden. Die zu registrierenden Schecks werden in einen Schlitz des Apparates eingeführt, während gleichzeitig der auf dem Scheck vermerkte Betrag auf einer Addiermaschine, die mit dem Filmapparat verbunden ist, eingestellt wird. Der Film wird hier also gewissermaßen als „photographischer Buchhalter“ verwendet. Die gefilmten Schecks stellen bei etwaigen späteren Streitigkeiten ein un-übertreffliches Beweismaterial dar.

Die 144 Meter hohe Esse bei Freiberg in Sachsen wird den Ruhm, der höchste Schornstein Deutschlands zu sein, schon bald an den im Bau befindlichen Kamin des Leipziger Fernheizwerkes abtreten müssen. Mit drei Schichten in un-terbrochener Tag- und Nachtarbeit läßt dieses Werk jetzt einen Schornstein errichten, der mit 158 Meter Höhe der höchste Schornstein nicht nur Deutschlands, sondern vielleicht auch der ganzen Welt sein wird. Diese außerordentliche Höhe machte sich erforderlich, da das Fernheizwerk inmitten des Nordviertels liegt und die Anlieger unter den Rauch-gasen bisher sehr zu leiden hatten. Der neue Schornstein soll diese Abgase in höhere Luftschichten entführen, womit die Belästigung behoben oder doch stark vermindert wird. Außerdem soll sein starker natürlicher Zug auch die Feuer-ungsgase von zwei neu aufzustellenden großen Dampfkesseln mit ableiten. Der 23 Meter hohe Betonsockel des Schorn-steinens wurde 4,5 Meter in die Erde eingelassen. Bis zur Höhe von 31 Meter über den Erdboden wurde der Schorn-stein in Eisenbeton ausgeführt, wozu rund 120 Tonnen Eisen verbraucht wurden. Auf den 31 Meter hohen Betonfuß wird ein 127 Meter hohes Mauerwerk aufgesetzt, so daß die Gesamthöhe des Riesen-schornsteins, der an der Spitze noch 6,5 Meter lichte Weite haben soll, 158 Meter betragen wird.

Erweiterte Anwendungsmöglichkeiten für Schmelz-basalt.

Basalt schmilzt bei etwa 1100 Grad, muß dann aber unter hohem Druck langsam erstarren, damit er das zähe, harte Gefüge des kristallinen Naturbasalts annimmt. Neuerdings steigert man den Erstarrungsdruck des Schmelz-basalts bis auf 6000 atü und erlangt damit einen Stoff, der an Lebensfähigkeit und Unverwundbarkeit den härtesten Stahl weitaus übertrifft. U. a. erhalten mit Schmelzbasalt bekleidete Koksstrücker eine fast unbegrenzte Lebensdauer, während sonst Koks außerordentlich zerstörend wirkt. Rutschende Koksmaassen schleifen in kurzer Zeit diese Eisen-platten durch, machen aber auf Basalt gar keinen Eindruck. Überall, wo es sich daher um den Schutz gegen Abschleifung durch große scharfkantige Stücke und die Bewehrung von stark beanspruchten Flächen handelt, wie Straßenpflaster, Bahnsteige, vielbegangene Treppen, Uferbefestigungen an Wasserläufen, die stark unter Eisgang und Geröll leiden u. a. m., verwendet man Schmelzbasalt; auch Kanalarbeiter werden bereits damit ausgestattet. Die große Beständigkeit des Schmelzbasalts gegenüber Säurelösungen, Säuren und Alkalien sichert ihm noch ein weiteres bevorzugtes Anwen-dungsgebiet als Bekleidungsmasse für Bauten im Meer-wasser, wie Raimauern, Hafenmolen, in chemischen Werken für Laugen- und Säureabführung usw.